

ANY GIVEN SATURDAY: ZUR PROSA DES SPORTS

Nicolas Petthes



Als die deutsche Fußballnationalmannschaft im Frühjahr 2015 ein EM-Qualifikationsspiel gegen Georgien zu bestreiten hatte, war nach dem Titelgewinn bei der Weltmeisterschaft in Brasilien sichtlich wieder sportlicher Alltag eingeleitet. Die Begegnung in Tiflis war auch das erste Länderspiel des neu gekürten Mannschaftskapitäns Bastian Schweinsteiger seit seinem heldenhaften Einsatz im Finale von Rio. Die »Süddeutsche Zeitung«, die im Nachgang des Endspiels noch eine geradezu christologische Überhöhung des blutüberströmten Mittelfeldspielers betrieben hatte, befand nun allerdings: »Schweinsteiger bewegte sich in gemessenem Tempo zwischen den Linien, er fungierte als ständige Anspielstelle, als Sortier- und Verteilerzentrum und führte dabei seine musterhafte Passtechnik vor, die Kindern in aller Welt als Lehrbeispiel dienen kann. Aber es waren keine Steilpässe dabei, die auf magische Weise die Räume öffneten [...]. Und für seriöse Heldentaten im Kampf ums Mittelfeld fand sich ebenfalls keine Gelegenheit [...]. Schweinsteigers Unauffälligkeit war jedoch kein Makel, eher ein Gütezeichen. Er stabilisierte das System aus der Mitte des Spiels und erfüllte somit seine Rolle, die diesmal eine gehobene Verwaltungsposition war.«

41

Vom Heroischen zum Bürokratischen scheint es nur ein Schritt: Sportstars überzeugen, so wird man dieses Resümee lesen müssen, mitunter weniger durch herausragende Leistungen als durch Sekundärtugenden, die einem unspektakulären und schnell wieder vergessenen Spiel eher angemessen sind als Hackentricks, Fallrückzieher oder Grätschen ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit.

Das zugehörige Bild einer mechanischen Getragenheit, die Reduktion technischer Fertigkeiten auf didaktische Muster und die Rhetorik einer trockenen Verwaltungstätigkeit sind auffällig, weil sie der vorherrschenden Vorstellung von Sport diametral entgegenstehen. Ob aus anthropologischer, soziologischer oder medienästhetischer Perspektive – Sport gilt als Fest, Spektakel und Intensitätserfahrung, das als Produkt der modernen bürgerlichen Gesellschaft ein Ventil für das Unbehagen an deren Monotonie und Entfremdung eröffnet: eine Eruption kollektiver Emotionen in einer zu individueller Vereinzelung verurteilten Zeit, eine Feier des Körpers anstelle der kulturellen Dominanz von Geist und Ratio, ein Schauplatz moderner Legenden, die längst zum Bestandteil eines globalen kollektiven Gedächtnisses geworden sind: Jesse Owens Berliner Medaillen, das »Maracanaço« von 1950 (oder 2014?), das Wunder von Bern, Alis und Foremans »Rumble in the Jungle«, der Heilige Rasen von Wembley, auf dem Günter Netzer »aus der Tiefe des Raumes« kam, Boris Beckers benachbartes Wohnzimmer auf dem Center Court von Wimbledon oder Maradonas »Hand Gottes«, mit der er vor dem Hintergrund des schwelenden Falklandkonflikts den Nachweis führte, dass Argentinier gewitzter sind als Engländer, bevor er wenige Minuten darauf demonstrierte, um wie viel besser sie auch mit dem Fuß spielen können ...

Gerade moderne Mythen sind aber, mit Roland Barthes, »Mythen des Alltags«, und schon die Antike wusste um die Notwendigkeit, »Brot und Spiele« zu verbinden, also das Bedürfnis nach Unterhaltung mit demjenigen nach alltäglichem Unterhalt. Diese Beobachtung ist keineswegs kulturkritisch gemeint: Es geht nicht darum, den Sport zu entmystifizieren oder ihn als ein von politischen und ökonomischen Interessen gesteuertes Instrument zur Befriedung anspruchsloser Massen zu entlarven. All das mag zutreffen, erklärt aber weder den Ausnahmezustand, den große Sportereignisse immer wieder generieren, noch die gegenläufige Beobachtung, dass das Sportsystem nicht minder erfolgreich funktioniert, wenn anstelle des erhofften Spektakels erwartbare Resultate, Normalität und Redundanz treten. Zwar ist der Spannungsabfall sportlicher Wettbewerbe bei Dominanz eines Teilnehmers wie zuletzt in der Fußball-Bundesliga oder der Formel 1 immer wieder Anlass zur Klage – oder auch Empörung, wenn etwa ein angekündigtes Jahrhundertduell als »langweiliger Scheißkampf« endet, wie der deutsche Ex-Boxer Graciano Rocchigiani nach dem Kampf zwischen Floyd Mayweather und Manny Pacquiao im Mai 2015 befand.

Zugleich können amerikanische Großfamilien aber stundenlang in Baseballarenen ausharren, obwohl auf dem Spielfeld nachweislich keinerlei Vorkommnisse zu registrieren sind, und Fußballfans pilgern auch dann klaglos weiter zu Spielen ihres Herzensvereins, wenn dieser – wie der 1. FC Köln in der Spielzeit 2014/15 – rekordverdächtige neun Mal 0:0 spielt. Die theoretische Herausforderung besteht mit anderen Worten darin, Alltäglichkeit als Bestandteil von Sport zu beschreiben, der gleichberechtigt neben dem Versprechen des Spektakulären steht, und

das zugrundeliegende Phänomen gerade in dieser Konstellation als Element der Populärkultur und deren Hinwendung zum Alltäglichen kenntlich zu machen.

Vielleicht aber nicht nur der Populärkultur: Heideggerianer werden darauf verweisen, dass aus existentialontologischer Perspektive das Dasein »zunächst und zumeist« im Modus der »Alltäglichkeit« gelebt wird, und auch die Literaturgeschichte kennt die Ablösung spektakulärer Heldengeschichten durch dasjenige, was Erich Auerbach die »ernste Nachahmung des Alltäglichen« genannt hat: Flaubert für die französische und Stifter für die deutschsprachige Literatur mögen als Beispiele für einen ästhetischen Realismus genügen, der Erwartungen an kreative Überraschungen durch Redundanz sowohl des Inhalts (der nurmehr die Wirklichkeit kopiert) als auch der Form (die hochgradig repetitiv und ritualisiert erscheint) enttäuscht. G.W.F. Hegel prägte in seinen »Vorlesungen über die Ästhetik« das zugehörige Wort von der »Prosa der Verhältnisse«, der sich die Literatur angesichts der nüchternen, rationalen und ökonomischen Lebenswelt der bürgerlichen Gesellschaft – einer »bereits zur Prosa geordnete[n] Wirklichkeit« also – angleicht.

Kann auch im Sport von einer solchen Prosa die Rede sein? Entsprechen Schweinsteigers Querpässe in der eigenen Spielhälfte der Ästhetik von zu Formeln erstarrten Dialogen in Stifters späten Erzählungen, an deren endloser Langeweile Friedrich Hebbel zeitgenössisch ebenso verzweifeln wollte, wie Connaisseurs des gepflegten Fußballs an der Spätphase des spanischen Tiki-Taka, der bei der Europameisterschaft 2012 zum Vortrag kam? Natürlich lebt auch der Sport von Redundanzen – bereits die Festlegung eines Regelwerks basiert auf Erwartungsgenerierung und Wiederholung, taktische Vorgaben können in das vielzitierte »Korsett« umschlagen und dem Begriff der »Standardsituation« ist die Entzauberung von vornherein eingeschrieben. Dass sportliche Wettkämpfe auf diese Weise dazu tendieren, vor sich hinzuplätschern, werden Dialektiker dennoch nur als notwendige Folie begreifen, vor deren Hintergrund das Hervortreten besonderer Ereignisse überhaupt erst wahrnehmbar wird.

Einer solchen Lesart liegt allerdings wiederum der Versuch zugrunde, das Außerordentliche als Essenz des Spiels von der quantitativ weitaus umfassenderen Dimension der Normalität seines Verlaufs abzulösen. Die notwendige Prosa auch aller sportlichen Verhältnisse ernst zu nehmen, hieße hingegen, der Produktion von Normalität und Abweichung im modernen Sport zugleich nachzugehen und anstelle der Klage über Langeweile nach den Gründen für die Popularität auch des Alltäglichen zu fragen.

Mindestens zwei Aspekte lassen sich hierfür nennen. Der eine ist durchaus mit der sozialhistorischen Grundlegung von Hegels und Auerbachs Thesen zur Alltagsästhetik des bürgerlichen Romans kompatibel und betrifft die Bedeutung von Durchschnittsberechnungen, die die Geschichte des Romans wie des Sports in westlichen Gesellschaften seit dem 19. Jahrhundert gleichermaßen begleiten. Statistische Verfahren setzen sich in diesem Zeitraum als Instrument

Die Zeitschrift »Pop. Kultur und Kritik« analysiert und kommentiert die wichtigsten Tendenzen der aktuellen Popkultur in den Bereichen von Musik und Mode, Politik und Ökonomie, Internet und Fernsehen, Literatur und Kunst. Die Zeitschrift richtet sich sowohl an Wissenschaftler und Studenten als auch an Journalisten und alle Leser mit Interesse an der Pop- und Gegenwartskultur.

»Pop. Kultur und Kritik« erscheint in zwei Ausgaben pro Jahr (Frühling und Herbst) im transcript Verlag. Die Zeitschrift umfasst jeweils 180 Seiten, ca. 20 Artikel und ist reich illustriert.

»Pop. Kultur und Kritik« kann man über den Buchhandel oder auch direkt über den Verlag beziehen. Das Einzelheft kostet 16,80 Euro. Das Jahresabonnement (2 Hefte: März- und Septemбераusgabe) kostet in Deutschland 30 Euro, international 40 Euro.

der Bevölkerungspolitik durch und resultieren in Vorstellungen, die jedes Individuum als kalkulierbares Merkmalsbündel konzipieren – jenen »homme moyen«, den der Soziologie Adolphe Quetelet Mitte des 19. Jahrhunderts als modellhaften Maßstab ausruft und der bis heute jeder Versicherungspolice zugrunde liegt. Dieser Durchschnittsmensch löst auch die göttlichen Helden ab, wie sie in großen Epen besungen wurden, zu deren Nachklang noch die Finalberichtserstattung der WM 2014 gehört. Ansonsten aber geht das statistische Menschenbild im 19. Jahrhundert mit der Begründung eines »neue[n] Regime[s] der Literatur« einher, dessen Selbstverständnis nicht mehr darin besteht, vom »Unwahrscheinlichen zu singen«, sondern darin, »die Mittelmäßigkeit des Wirklichen um ihrer selbst willen zu sagen«, wie Michel Foucault dieses Programm einer »Diskursivierung des Alltäglichen« in seinem Essay »Das Leben der infamen Menschen« genannt hat.

Im Sport erfüllen diesen Zweck die unterschiedlichen Techniken der Quantifizierung, also bereits Ergebnislisten oder Tabellen, dann aber vor allem die unzähligen Statistiken, mittels derer die Leistungen einzelner Sportler bzw.

Teams nach spezifischen Kategorien analysierbar und vergleichbar gemacht werden – am prominentesten im Fall des »Player Efficiency Rating« (PER) im Baseball, über das man sich anhand von Alan Schwarz' »The Numbers Game. Baseball's Lifelong Fascination with Statistics« von 2004 informieren kann, aber durchaus auch in Gestalt von Ballbesitz- und Torschussstatistiken, wie sie die jüngere Fußballberichterstattung in Europa mehr oder weniger informationsarm zu prägen beginnen.

Auch ein solcher »chronicles and numbers approach«, wie ihn der Sportwissenschaftler Wray Vamplew kritisch apostrophiert hat, dient als Folie für die Wahrnehmbarkeit von Spitzenleistungen, also z.B. Rekorden. Gerade weil Rekorde aber nur auf Zahlenbasis als solche erkennbar sind, macht ihre vermeintlich einmalige und spektakuläre Ereignishaftigkeit auch deutlich, dass spektakuläre Präsenzerfahrungen im Sport von mathematischen Kalkülen erzeugt und begleitet werden, wie z.B. Tobias Werron 2005 in der Zeitschrift »Soziale Systeme« argumentiert hat. Entsprechend ist die Sportgeschichte geprägt von wissenschaftlich fundierten Trainingslehren, etwa denjenigen des legendären Kiewer bzw. russischen Übungsleiters Valery Lobanowsky, die die Kontingenz der Ereignisse berechenbar machen und bewältigen sollen. Auch die Industrie der Sportwetten kann sich als angewandte Probabilistik schmücken, und Webseiten wie www.spielverlagerung.de zelebrieren den Fußball im Zeitalter seiner technischen Analysierbarkeit – unbeschadet der Tatsache, dass solche Trends zugleich satirisch kommentiert werden, so zuletzt im Fall der persiflierten statistischen Auswertung eines Sololaufs von Lionel Messi, die auf YouTube als Schlüssel zu »Messi's Magic at the 2015 Copa del Rey Final« präsentiert wird.

Der zweite Aspekt, aufgrund dessen Alltäglichkeit und Durchschnittlichkeit zum festen Bestandteil der Sportkultur gehören, ist gewissermaßen die »flexible« Seite des skizzierten statistischen Normalismus: Ohne dass Experten aktiv Durchschnittswerte errechnen müssen, erzeugt der Sport seine eigene Mittelmäßigkeit, sobald sein behaupteter Ereignischarakter inflationär wird. Dieser Effekt ist insbesondere auf die mediale Inszenierung von Sportveranstaltungen zurückzuführen: Wenn jeder Wettkampf, jeder Spieltag, jedes Autorennen aus Gründen der Aufmerksamkeitsattraktion als einzigartiger Höhepunkt präsentiert

Die Zeitschrift »Pop. Kultur und Kritik« analysiert und kommentiert die wichtigsten Tendenzen der aktuellen Popkultur in den Bereichen von Musik und Mode, Politik und Ökonomie, Internet und Fernsehen, Literatur und Kunst. Die Zeitschrift richtet sich sowohl an Wissenschaftler und Studenten als auch an Journalisten und alle Leser mit Interesse an der Pop- und Gegenwartskultur.

»Pop. Kultur und Kritik« erscheint in zwei Ausgaben pro Jahr (Frühling und Herbst) im transcript Verlag. Die Zeitschrift umfasst jeweils 180 Seiten, ca. 20 Artikel und ist reich illustriert.

»Pop. Kultur und Kritik« kann man über den Buchhandel oder auch direkt über den Verlag beziehen. Das Einzelheft kostet 16,80 Euro. Das Jahresabonnement (2 Hefte: März- und Septemberausgabe) kostet in Deutschland 30 Euro, international 40 Euro.

wird, werden die Höhepunkte selbst alltäglich und das Spektakel normalisiert. Diese Dialektik ist bereits der antiken Logik der Olympiade inhärent, die die mythische Überhöhung der Festspiele mit ihrer kalendarisch präzisen Wiederkehr koppelt, und der moderne Sport hat diese Doppelcodierung seiner Ereignisse als gleichzeitig ›besonders‹ und ›alltäglich‹ lediglich weiter zugespitzt, nicht aber grundsätzlich modifiziert.

Das Extrembeispiel für diesen Zusammenhang ist fraglos im Baseball zu beobachten, wo das Aufeinandertreffen zweier Mannschaften aus einer Serie von bis zu elf Spielen bestehen kann, die mitunter täglich aufeinanderfolgen und in der Erinnerung noch der hingebungsvollsten Fans kaum noch auseinandergehalten werden können. In dieser seriellen Anlage sportlicher Wettkämpfe ist aber wiederum ein Bekenntnis des Systems zu der ihm eigenen Alltäglichkeit zu sehen, und in diesem wiederum seine Nähe zur Popkultur, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekanntlich ebenfalls die Dokumentation von Alltäglichem an die Stelle des traditionellen Kanons der Hochkultur treten lässt. In der Popliteratur illustriert diesen Zusammenhang am deutlichsten Nick Hornbys Roman »Fever Pitch« von 1997, der die Autobiografie eines Fußballfans in Form eines Tagebuchs erzählt, das nicht nur exakt an den Spieltagen des Lieblingsvereins Arsenal London ausgerichtet ist, sondern auch erhebliche erzählerische Energie auf die Schilderung vollständig ereignisloser Matches im Nebel und Schlamm von Highbury investiert. Und Péter Esterházy, seines Zeichens Bruder des vormaligen ungarischen Nationalstürmers Márton, legte 2006 eine »Deutschlandreise im Strafraum« vor, die sich der Alltäglichkeit des Fußballs in Form eines ethnografischen Forschungsaufenthalts in der hessischen Fußballprovinz bei Concordia Eschersheim verschreibt: »Ich muß mich zwingen, die Spiele zu besuchen, das geht nicht von allein, zum Genuß, aus Leidenschaft, unschuldig [...]. ›Wir sind nicht gekommen, um uns zu amüsieren, sondern um ein Match anzusehen.‹ [...] Achte auf jede Bewegung, eine nach der anderen, im Spiel vorwärts und rückwärts sehend und hörend, die Spuren beobachtend, die in das Dickicht führen, die geheimen Zeichen erspähend, die den Spielern vielleicht entgangen sind, als sie sich im Dickicht ihres Werks vorwärtsbewegten.«

Eine solche dichte Beschreibung der kulturellen Semiotik des Sports ist geübt gegen Sensationslust und Eventmarketing. Sie bleibt sensibel für das sanfte Gesetz des Kleinen und Gewöhnlichen, von dem der beachtliche Stellenwert des Sports in der Populärkultur der Gegenwart mindestens ebenso sehr abhängt wie von den seltenen Sternstunden seiner Helden und Rekorde: Wie alle Kultur ist auch Sport nicht nur eine Sphäre, die der Flucht aus den Niederungen des Alltags durch ritualisierte Feste dient, sondern auch und gerade Ausdruck der Faktizität dieses Alltags selbst, den sie nicht nur durch utopische Alternativen, sondern gerade auch durch die Mimesis der Wiederkehr des Immergleichen zu kompensieren antritt. ♦